Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 6

Artikel: Guido Gezelle
Autor: Honegger, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758268

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Guido Gezelle

Von Rudolf Honegger

Wer es in unseren Gauen unternimmt, über eine Gestalt der flämischen Literatur zu sprechen, der sieht sich einer sehr eingeschränkten Aufgabe gegenüber. Die höchste Tätigkeit des Gelehrten, das Deuten, wird ihm verwehrt, kaum dass er die Forschung sprechen lassen darf, er muss sich fast ganz mit der Vermittlung einer uns doch recht fremden Kultur begnügen. Vielleicht ist es heute nicht mehr so arg, wie vor einigen Jahren, als der geistvolle Rudolf Alexander Schröder das sarkastische Wort wagte, dass der Ausdruck « flämisch » sogar bei unsern Gebildeten nur ein vages Konglomerat von « alten Spitzen, Bauernhochzeiten, Städtefreiheit und korpulenten Rubensnymphen » bezeichne.

Die Entdeckung der flämischen Literatur, die uns sprachlich und weltanschaulich so nahe steht, ging einen seltsamen Weg. Zuerst wurden im deutschen Sprachgebiet die französisch schreibenden Flämen Maeterlinck und Verhaeren allgemein bekannt, bis dann nach der Übersetzung von Costers *Till Uilenspiegel* sich das allgemeine Interesse den Flämen zuwandte und der Krieg diese Strömung aus politischen Gründen mächtig begünstigte, bis dann eine gewisse Modesucht und Schnellübersetzerei die reine Freude an der literatischen Rettung Flanderns trübte. In rascher Folge wurden allgemein bekannt: Conscience, der die Flämen lesen gelehrt, der unvergleichlich tief und gütig lächelnde Bergmann, der Bauerndichter Streuvels, dann Timmermans mit Pallieter und Buysse, der kräftige Naturalist. Nur die beiden Größten, Guido Gezelle und Herman Teirlinck, Fundament und letzte Fiale, mussten sich mit den schmalsten Antologien und dem engsten Kreis von Bewunderern begnügen. Und doch schreibt Vermeylen von dem erstern, mit welchem wir uns heut allein beschäftigen wollen:

« Im Anfang war Gezelle und Gezelle war das Wort und das Wort war das Leben und das Licht der Menschen und das Licht leuchtete in die Finsternis und die Finsternis hat es nicht begriffen ». – Dies ist natürlich Vermeilensch, d. h. sehr pointiert ausgedrückt, aber darum nicht weniger wahr; nur muss es auch richtig verstanden werden. Dazu wird es notwendig sein, den natürlichen und geistigen Mutterboden, in welchem der Mensch und Dichter Gezelle wurzeln, etwas genauer zu betrachten.

Guido Gezelle wurde im Jahre 1830 als Sohn eines stillen Gärtners in der stillen Stadt Brügge geboren; sein Spielplatz war eine unkrautüberwucherte Straße, wo der Knabe mit dem mächtigen Haupte ungestört sinnen und träumen konnte, bis von den nahen Kirchtürmen der Glockenruf erklang und die fromme Mutter den Jungen mitnahm in das kühle Halbdunkel der Gotteshäuser. Ihr Traum war es, dass ihr Sohn Priester werden sollte und wie es scheint, hat sich Guido Gezelle auch ohne langes Schwanken und Zögern für den geistlichen Beruf entschieden. Als armer Leute Kind muss er sich im kleinen Seminar zu Roeselare die Verköstigung mit Portierdiensten abverdienen und macht in dieser Stellung zum erstenmal Bekanntschaft mit der bittern Erfahrung des Verkanntwerdens. Dennoch hatte die Stellung als Pförtner, « wo er mit einem Ohr auf die Buchweisheit der Schule und mit dem andern auf das Geplauder der Straße horchte », so gut schicksalshaftes Profil wie die ersten traumhaften Eindrücke des Brüggelings.

Nach weiteren vier Seminarjahren in Brügge kehrt Gezelle dann als Lehrer nach Roeselare zurück – als Lehrer für Chemie und Buchhaltung! Aber nicht mehr lange dauert es, bis der Ausgleich von innerer Berufung und äußerer Betätigung vollendet ist und Gezelle in der Poesis-Klasse unterrichten darf. Im innigsten Verkehr mit seinen Schülern, seinen « Kindern », wie er sie nannte, im Zusammengenießen und -Verschlingen der Meisterwerke der gesamten Weltliteratur, erlebte der junge Priester des Lebens Mittags feierliche Zeit. Wie bei einer Blüte die grüne Kelchhülle plötzlich reißt und ein schmaler Streifen jubelnde Farbigkeit aufglüht, so wird plötzlich in all dem lernenden-lehrenden Nachsingen ein eigener Klang laut: Gezelles Dichterpersönlichkeit wird mit einem Schlage sichtbar. Wenn also Gezelle dichtete und einer flämischen Dichterschule den Lebensatem einhauchte, worauf konnte er sich stützen, konnte er sich überhaupt auf etwas stützen, oder müssen wir den Satz wörtlich nehmen: « im *Anfang* war Gezelle »?

Nein. Im selben Jahre, als unser Dichter das Licht der Welt erblickte, fand eine Entwicklungsreihe ihren Abschluss, welche für die Entstehung einer flämischen Nationalliteratur von hervorragender Bedeutung war: die fünfzehnjährige Zusammengehörigkeit mit Holland, die fünfzehnjährige, echt holländisch-gärtnerhafte Sorge um den fast verdorrten flämischen Ast des niederdeutschen Sprachbaumes, der nach der gewissenhaften Pflege denn auch wieder einige Blättlein zu tragen begann. Aber hier konnte Gezelle so wenig anknüpfen, als an die alte Rederijker-Tradition. Ihm blieben nur noch zwei Stützen: die urtümliche Volks-

sprache und die großen Ahnherren niederländischer Poesie: Maerlant, und Bilderdijk, welche er las und wieder las. «Dichtübungen» nennt Gezelle sein erstes Bündel Verse, welches er 1858 in die Welt hinausgehen ließ, und vieles darin trägt tatsächlich noch den Stempel des Angelernten: Homer und die Sprache des alten Testaments, Italienisches und die Rhythmen Shelleys und Keats klingen vernehmlich nach; aber es scheint doch ein Gesetz geistiger Entwicklung zu sein, dass in allen Jugendproduktionen der wahrhaft Großen sich Stücke befinden, die das letzte bereits enthalten. Um ein Beispiel beizubringen: Als relativ junger Mann mit fünfunddreißig Jahren malte Rembrandt sein Dresdener Manoahbild und was er später auch noch an Erschütterndem auf die Leinwand gebannt hat, das Manoahthema konnte er trotz mancher skizzenhafter Versuche nie mehr malen. Ein letztes war und blieb da gesagt. So entwickelt sich auch bei unserem Dichter gerade an Vorbildern, welche ihn stark packten, das eigenste, *sein* Melos. Es ist nicht ausgeschlossen, dass er aus einem Vers Homers das völlig reife Lied vom ranken Riet herausgehört hat, aus Homer und aus der Natur:

O Rauschen von dem ranken Riet,
O wüsst ich doch dein traurig Lied,
Wenn Windeshauch vorüberfährt
Und beugend deine Halme sehrt.
Du neigest dich demütiglich,
Stehst auf und wieder neigst du dich
Und singst gebeugt dein traurig Lied,
Das mir behagt, o rankes Riet ...

(Übertragen von R. A. Schröder)

Schon in dieser *einen* Strophe spüren wir, wie Gezelle das Geschehen der Natur durchzufühlen vermag und wie er es in beinahe epischer Breite wiederzugeben weiß. Bei einer andern Perle der Dichtübungen, der Zwiesprache des tamburinschlagenden Engels mit der betrübten Seele, ist das Herauswachsen des Liedes aus mittelalterlichen und neuen, bildhaften und literarischen Quellen noch eigenartiger und verwickelter, aber dafür glaubt man dann auch in der Schlußstrophe, beim Ineinsjauchzen von Engel, Seele und aller Kreatur, beim Erzittern des silbernen «Ringe, Ringe, Ringe, Ringe, Ring Rom» zu begreifen, dass sich Jahrhunderte um diesen Ton gemüht, auf dass hier endlich das jenseitige Klingen Ereignis werden möchte.

Die Natur und das Geistliche, das franziskushafte Sich-Neigen zu Blume, Baum und Vöglein, neben dem Anrufen des «Poesis-Engels

Raphael », dies sind die eigentlichen Grundangeln Gezell'schen Wortdienstes; der *Mensch* blieb ihm immer fremder und gar die *Masse*, welche Verhaeren zu begeistern vermochte, ist ihm der irregeleitete « Menschenschwarm ». So lässt er den Menschen denn auch nur in zwei altertümlichen Darstellungsformen auftreten: In der Prozession und im Totentanz. Der Prozession, wie sie sich langsam hinter dem Leichenwagen durch die Kornfelder Westflanderns hindurchbewegt, folgen wir in « Kerkhofblommen », einer Erinnerungsschrift für einen seiner Seminarschüler, der Totentanz von Papst und Nonne, Richter und Verbrecher, Oberin, Lebemensch, Messmer, Missionar, Greis und Kind, entrollt sich uns in den « Seelengedichten », welche unser Priester-Dichter einem alten flämischen Brauch folgend, im Laufe der Jahre auf alle seine weggestorbenen Gemeindeglieder und viele andere Tote verfasst hat.

Aber, wir eilen dem Lauf der Dinge voran. Wir verließen ja unsern Dichter als Poesis-Lehrer am Seminar zu Roeselare. Er sollte sich dieser idealen Umgebung nicht zu lange erfreuen. Zunächst wurde ihm die Leitung der Poesis-Klasse entzogen und dann wurde er gar von Roeselare entfernt. Was waren die Gründe zu diesen Maßnahmen seiner geistlichen Vorgesetzten und wie wirkten diese Vorkommnisse auf den jungen Priester ein? Die Hauptursache lag in seinem Wesen selbst beschlossen, anstatt seine Schüler « nach dem Lehrplan » in die Literatur einzuführen, las er mit den Fortgeschrittensten in buntem Wechsel Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Nordisch, Spanisch, statt einer theoretischen Einführung in Metrik gab er den Schülern Anleitung, selbst zu dichten, statt des vorgeschriebenen Französisch sprach er flämisch, anstatt « Distanz » zu wahren, ließ er seine vertrauten Schüler zu abendlichen Colloquien in sein Studierzimmer kommen. Dies alles musste zum äußern Bruche führen, welcher dann einer schweren, innern Krisis rief. Ihr dichterischer Niederschlag bildet das persönlichste Gedichtbündel Gezelles: *Gedichte, Gesänge, Gebete*. Hier finden wir neben zerknirschten und gequälten Aufschreien die zarten Zeugnisse der « Liebe, die da Freundschaft heißt »: « Dien avond en die Rooze » und

ICH MISSE DICH

Ich misse dich, wo ich hinnen floh,
Und wo ich wiederkehr,
Die Morgenstund, die Tage rund
Und die Abende noch mehr . . . . . .

(R. A. Schröder: *Gedichte von Guido Gezelle.* Insel-Bücherei Nr. 213.)

Gezelle selbst fühlt in der fremden Umgebung, in welche er versetzt wurde, seine dichterische Ader versiegen, er nennt sich in Briefen « den gestorbenen Guido Gezelle » und gibt einer abschließenden Verssammlung, in welcher sich viel Nur-Gereimtes befindet, den Titel: Lieder, Ehrgedichte *et Reliqua*! Wenn er nun aber auch der beinahe legendären Überlieferung nach zwanzig Jahre « schwieg », so ist dies natürlich nicht wörtlich aufzufassen. « Was in ihm schwieg, war die Stimme aus der Tiefe ». Gedichte hat er nach wie vor verfasst, aber der wahre Gezelle war wirklich gestorben. Dennoch bedeuten die zwanzig Jahre, während welchen er schließlich eine Zuflucht in dem stillen Kortrijk fand, keine verlorene Zeit. Der Unterpastor mit dem mächtigen, gefurchten Haupt und dem rührend kleinen Hütchen konnte niemals müßig bleiben, nur wirkte er jetzt – und darin lag wohl auch eine versteckte Therapie gegen sein seelisches Wundsein – mehr nach Außen.

Wollen wir das Gebiet, auf welchem Gezelle in dieser Zeit wirkte, kurz umschreiben, so wären Volkskunde, Geschichte, ja selbst die Politik zu nennen. Das eigentliche Zentrum seiner Betätigung aber blieb: die *Sprache*. Guido Gezelle war nicht nur Dichter, er war auch Sprachforscher und Sammler alten Sprachgutes. Er schuf mit De Bo zusammen das westflämische Idiotikon und die beispiellose Vertrautheit mit dem verlorenen alten, wie mit den, im Volksmunde jung gebliebenen Sprachschätzen, beeinflusste seine Dichtersprache aufs stärkste. Ja, diese Gezelle'sche Sprache, dies aus der Quelle geschöpfte sachtklingende Westflämisch, dies Nebeneinander von alten Wendungen und kühnsten Neubildungen, dies ist sicherlich auch ein Grund, weshalb Gezelle die ihm gebührende Schätzung noch nicht gefunden hat. Und es war nicht nur ein Hindernis, sich Geltung im gemeineuropäischen Schrifttum zu verschaffen, Gezelle stieß mit seinem westflämischen « Sprachpartikularismus » selbst bei seinen Landsleuten auf heftigen Widerstand. Das Flämische verhält sich ja, um dies im Vorbeigehen einzuflechten, zum Holländischen, wie etwa unser Schweizerdeutsch zum Schriftdeutschen und wie wir uns im offiziellen Verkehr eben des Schriftdeutschen bedienen, so suchte man in Belgien wenn immer möglich zu einer Spracheinheit mit den Holländern zu gelangen. Gezelle aber stellte sich nun mit seiner ganzen Persönlichkeit auf Seite des unverfälschten Westflämisch gegen das « papierene Holländisch » und so musste er denn seine Gedichtsammlungen zum besseren Verständnis immer mit einem kleinen Wörterbuch versehen. Der erwähnte jahrelange Dienst am Worte sollte ihn dann aber befähigen, bei einem neuen Dichtfrühling in seiner Sprache

ein Organ von unfasslicher Schmiegsamkeit zu besitzen. Und dieser zweite Seelenfrühling kam. T. Paul, der Biograph Tinels, will ihn der direkten Einwirkung dieses bedeutenden flämischen Komponisten zuschreiben; die bestimmende Ursache liegt aber doch wohl in Gezelles Innerm, wo nach dem Besänftigenden, das er in Kortijk erleben durfte, die alten Wunden endlich verharscht waren. Es ist eine ganz bestimmte Form, in welcher der alte Gezelle dichtet; sie spricht sich schon klar aus in den Titeln, welche er seinen letzten Verssammlungen gab: *Zeitkranz* nennt er sie, oder noch schöner *Reimschnur um und um das Jahr*; und schwere, runde Perlen hat er auf diese Schnur gereiht. Ich darf vielleicht nochmals auf die meisterhafte Übertragung Gezelle'scher Gedichte durch Rudolf Alexander Schröder hinweisen, wo sich einige herrliche Proben aus Gezelles Spätzeit finden. In diesen Alterszyklen führt uns der greise Priester durch all die zarten Wandlungen im Wechsel der Stunden, Tage und Jahreszeiten, vom Morgen zum Sonnenuntergang, von den Hechelgedichten des Februar zu letzten religiösen Ahnungen, in Licht-Tiefen, die alles Irdische zum Schatten erblassen lassen – *velut umbra*. Aus dieser Zeit stammen:

DIE SONNE KOMMT

Die Sonne kommt,
S'gehn Balken Lichts
Quer durch den Chor, sie malen
Auf Wand und Flur
Gotts Heilige in
Purpur und blauen Strahlen.

Wie herrlich ist
Die Kirche nun
Und wert das Haus zu heißen
Von Ihm, den wir
Als Brunn und Quell
Von Licht und Liebe preisen.

Von Ihm, der Sonn
Und Mond gemacht
Und s'Kraut auf unsrer Erden,
Von ihm, den wir
Voll Schönheit in
Den Blumen sehen werden.

Erhebend ist
Der Weihrauchqualm
Im Morgenlicht der Fenster.
Durchfeuert steigt
Er himmelan
Und sonndurchwebt erglänzt er.

Da schauert un-
Aufhaltsam was
Ins Menschen Mark und Mitten,
Das himmelwärts
Die Seele zieht,
Das knieen will und bitten.

S'IST STILLE

S'ist stille. Ruhig liegt
Im Schlafe allzumal
Das lustige Leben und
Der luftige Vogelschall.
Kein Windhauch mehr ist wach,
November hält den Stab
Und hemmt, was wecken möchte
Das endlos düstre Grab
Des Erdreichs. Ungebahnt
Gehört dem Tod der Weg,
Allein das schwere Stapfen
Des Wanderers hält reg
Ein dumpf Geräusch im Laub,
Das abgefallen fleckt,
Und teppichgleich den Grund
Mit Todesfarben deckt.
S'ist stille. Du allein
O flüggefleissig Ding,
Das längs den nassen Zweig
Geklettert, dein Gefink
Lässt hören, fein und schnell,
Du wippst und schnippst allum
„Ich leb noch, piep, ich leb,
Trotz Winters Wintertum!"

Es mutet einem dies feinhörige Erleben des Jahreslaufes geradezu mittelalterlich an, wenn die Darstellungsweise auch ganz modern, ganz unarchaisch ist. Immer wieder fesselt den Hörer das langsame Heranentwickeln, das pflanzenhafte, natürliche Wachstum seiner Verse, das Spielend-Leichte und Unmittelbare des Versbaues, das Atmosphärische,

aus welchem nähere Bestimmtheiten erst allmählich hervortreten. Ähnliches finden wir auch in andern, als eigentlichen Naturgedichten, so in einer Widmung an Tinel, die uns noch anderes lehren mag:

«Habt Ihr Tinel,
Edgar Tinel gesehn,
Gesehn, gehört, gesprochen
Und hat er Euch
Das Brot, das überstoffliche, gebrochen?...

In diesen Versen liegt nämlich zu innerst die ganze hehre Auffassung, welche der Priester Gezelle von der Kunst hatte, beschlossen. Das Zeugen künstlerischer Werke war ihm gleichbedeutend mit einer *geistigen Kommunion*. So schreibt er in der glücklichen Roeselarezeit an seinen Lieblingsschüler Van Oye und ich gestehe, dass dies die höchste Auffassung von Kunst ist, welche ich kenne. In der Selbstschau sieht sich unser Dichter also durchaus als Priester, den ein Erzengel dichten, d. h. Einssein mit der Welt im heiligen Geiste, lehrt. Wie aber gestaltet sich das Bild Gezelles in den Augen des Literarhistorikers?

Wir stellen die drei Fragen: War Gezelle Romantiker, war er Impressionist, war er, was man auch schon gemeint hat, Mystiker, und beantworten gleich alle mit einem sichern Nein. So sehr nämlich der «Herr und Meister» flämischer Poesie das Mittelalter liebte und die christlichen Kunstbewegungen, welche an mittelalterlichen Stil anknüpften, unterstützte, so ließ seine klare, realistische Bestimmtheit und die echt flämische Farbenfreude doch nie das romantische Sehnen nach vergangenen Zeiten aufkommen, dem Nur-Lyriker war die gegenwärtige Nähe alles, er hat die Ferne nur als Raumempfindung gekannt. Dennoch wäre es aber unrichtig, ihn nun einen Impressionisten zu nennen. Wohl ist seine Natur mit dem empfindlichsten Malerauge geschaut und wohl ist jede seiner Impressionen von einer schlechterdings überzeugenden Genauigkeit, aber die Impression ist bei ihm nie das Einzige und Letzte, vielmehr immer nur Emanation einer geistig-geistlich empfundenen Überschönheit, wie es in einem Kleingedicht symptomatisch heißt:

Wie schön der Morgentau,
Wie schön die frische Flur,
Wie schön der Sonnenstrahl,
Der durch die Tropfen bebt,
Und doch ist Erdenschöne
Ein schwaches Abbild nur,
Worinnen kaum ein Hauch
Der Überschönheit lebt.

Es ist ja nun einigermaßen begreiflich, dass man bei der heute üblichen Begriffsunklarheit diese religiöse Grundeinstellung mit dem Worte Mystik belegt hat. Aber es gibt kein einziges Gedicht Gezelles, welches der Grundempfindung aller Mystik, die Identität von Gott und Mensch, Ausdruck gäbe, wie wir es etwa bei Angelus Silesius finden:

Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mir, ich unter ihm nicht sein.

Lag Ruysbroeck auch in Gezelles Totenzimmer und übersetzte er auch die « göttlichen Beschauungen » seines Bischofs, zu eigentlich mystischer Kühnheit und Steilheit hat sich der demütige Priester von Kortrijk nie erhoben. Wohl war ihm Dichten eine Art mystischer *Handlung*, aber *was* er dichtete war durchaus nicht mystisch.

Guido Gezelles Dichtart wird nur mit einem Wort getroffen, sie ist *Klassisch*. Dieser eigenartige Mann bedeutet den vollendeten Ausgleich zwischen dem Sinnlichen und dem Übersinnlich-Religiösen; er ist das *Symbol Westflanderns*, denn man wird in Zukunft doch zur Überzeugung gelangen müssen, dass man in der «joie rouge», in Rubens, de Coster und Verhaeren eben nicht das *ganze* Flandern hat und dass der wahre flämische *Volks*geist sich nicht in den Phantasien einiger genialer Städter, sondern am reinsten in Guido Gezelles Lebenswerk wiederspiegelt. Eine große Einschränkung ist allerdings zu machen: Das Moderne, die Großstadt, was Meunier und Verhaeren gaben, das Weib ... all dies hat der Priester Gezelle nicht sehen wollen. Ich betone noch einmal, er ist der klassische Repräsentant der katholischen *Land*bevölkerung Flanderns und wenn man einst gesagt hat, Rubens sei auf Gold, Van Dyk auf Silber, Jordaens auf Blut und Feuer gestimmt, so sind Gezelles Melodien alle auf dem Dreiklang Gold, Weihrauch und Myrrhen aufgebaut. Es ist eine Musik von Orgel, Harfen, Engeltamburin und hinein schmettert der sinnbetörende Laut des Nachtigallenschlags. Zuweilen kommt einem Gezelle vor, wie ein Stück *lebendigen* Mittelalters, drum ist er auch in jeder Beziehung *allein* geblieben. Sein Plan einer flämischen Dichtschule hat sich nicht verwirklicht. Als er im Jahre 1899 seine müden Augen schloss, hinterließ er keine geistigen Erben, jedoch ist sein *ethischer* Einfluss bei Rodenbach zu spüren und in Pastor Doening aus Teirlincks *Elfenbeinäfflein* ist Gezelle in wundervoller Weise heilend und helfend dem modernen Großstadtdasein eingefügt. Die religiös-konfessionelle Gebundenheit ist für Gezelle Nährboden *und* beschränkende Erdschwere gewesen, er war letzten Endes Priester – und Poet dazu.

PRINCIPIUM A JESU

S'geht das Gerücht, das alte Heidenwort
„Principium a Jove töne fort
In Christenherzen heut. Ihr seid von Sinnen,
Im Namen Jesu wollen wir beginnen:
Principium a Jesu!

J. Stalpaert van der Wiele († 1630)

S'ist schön beim ersten Sonnaufstehn,
Wenn blinkend der Osten schwimmt
Im Licht und die Lerche in ihren Höhn
Schon singt und klimmt und klimmt.

S'ist schön, wenn des Maien junge Pracht
Die Blumen all erlöst,
Wenn s'erste Rosenrot erwacht
Und sein schüchternes Herzlein entblößt.

S'ist schön, wenn der rasche Wind aufsteht
Und über das Kleesaatfeld
All wandelnd weg und wieder geht
Und all die Blümlein zählt.

S'ist schön, wenn wie ein rauschend Gold
Das Korn sich beugt und dreht
Und knisternd auf und niederrollt
Und wiegewogend weht.

S'ist schön, allwenn die Betglock klingt
Und schmelzende Klaggewalt
Der Glocken aus dem Turme singt
Und in Lüften widerhallt.

S'ist schön, wenn Saatgrün durch den Grund
Die ersten Spitzchen streckt
Und tröcknend in die Morgenstund
Seine glitzernden Häuptlein reckt.

S'trifft einem, wenn man auf dem Wehr
Die Stimme vom Sturmgeföhn
Hört rufen, sprechend übers Meer,
Wie Gottes Stimmgedröhn.

S'ist groß, allwenn der Donner grollt
Hinein ins schweigende All
Und über drohende Wolken rollt
Hinab ins tiefe Tal.

Wie schön ist Mutters Angesicht,
Die tränenlächelnd fand,
Wie stammelend der zarte Wicht
Das Mutter-Wort entband.

Doch schöner ists, als Frohgeläut
Und all, was blühend brennt,
Wenn sich des Dichters Mund entschleußt
Und Jesu Namen nennt.

Wenn Jesu Name singend steigt,
Mit seinem Lied vereint,
Wenn sich der Dichter fromm dann neigt
Und durch die Finger weint.

Wenn er mit gottesfürchtigem Blick
An Jesus Ehre biet'
Und in dem Geist dich, Katholik,
Auch niederbeugen sieht.

O Engel, Geist der Dichtekunst,
Der ihr ein Engel seid,
Kein Trugbild, schenkt mir eure Gunst:
Ihm sei mein Lied geweiht.

Ihm, den zu nennen ich den Mut
Nicht habe und nicht find,
Ihm, der in mein gequältes Blut
Als Balsam niederrinnt.

Ihn, den der Dichter manche Zeit
Vergaß, ja ärger noch,
Gelästert hatte im Geleit
Des Engels, der betrog.

Mein Herz, mein Mund sind Dir geweiht,
O Jesus, alles Dir.
Und wenn mich je mein Wort gereut,
Die Stimme entfalle mir.

Nun auf, ihr Dichter, schämt euch nit,
Für Jesus die erste Stimm
Für Jesus, und das letzte Lied
Für Jesus, noch für Ihn.